



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. 4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wißheit erlangt, daß Sie noch immer den Standpunkt des Rheinischen Merkur festhalten, den Boden der kirchlichen Autorität verlassen und Papst und Bischöfen gegenüber die Sprache Luthers führen. Sie sind leidenschaftlich erregt, daher ihre geistige Verwirrung. Sie huldigen einem schrankenlosen Subjektivismus und scheinen dabei keine Ahnung von der Gefahr zu haben, in der Sie schweben. Gerade weil ich Sie lieb habe, sage ich Ihnen dies offen, ohne Gehässigkeit, und werde nicht aufhören, Ihrer im Gebet eingedenk zu bleiben.“



Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

4



Si quis tota die currens pervenit ad vesperum, satis est. Diesen Ausspruch Petrarcas hat Emil Kuh als Motto über das letzte Buch seiner Biographie Hebbels gesetzt. Sowohl von Hebbel wie von Ludwig gilt das tota die currens im allerhöchsten und tiefsten Sinne, ihr ganzes Leben war ein unermüdliches Ringen nach dem, was sie als echte Kunst erkannt hatten, und der Tod hat ihnen die Feder wirklich aus der Hand genommen; denn Hebbel schrieb noch auf dem Sterbelager am „Demetrius,“ und Ludwig schuf noch in den Wochen vor seinem Tode den ersten Akt seines „Tiberius Gracchus“ mit jenen ergreifenden Abschiedsworten des Helden, die so schön wohl nur noch in Byrons „Manfred“ zu finden sind. Hebbels Abend war freundlich, der bedeutende Bühnenerfolg seiner „Nibelungen“ und ihre Auszeichnung durch den Schillerpreis (den Ludwig nachträglich auch für die „Malkabäer“ erhielt) wirft einen verführenden Glanz über das Ende dieses Dichterlebens, das so reich an Anfechtung und Kränkung war, der Dichter wird zum Schluß doch mit dem wohlverdienten Lorber gekrönt und darf so sterben; Ludwigs Abend aber war trübe, auch die Sorge stand an dem Lager des Dulders, und an frische Lorbeerkränze dachte schon lange niemand mehr. Im ganzen hat das deutsche Volk bei beiden Dichtern keine besondere Veranlassung, der Todestage mit dem Gefühl der Erhebung im Bewußtsein erfüllter Pflicht zu gedenken, die Litteraturwelt aber noch viel weniger; es ist immer dafür gesorgt worden, daß dem fargen Trunk Wein, den Hebbel und Ludwig hin und wieder an die Lippen

setzen durften, die Vermutstropfen nicht fehlten, und die Stellung inmitten der Nation, die sie ihrer Bedeutung nach beanspruchten durften, haben sie niemals gehabt. Es ist das freilich auch andern Künstlern so ergangen, und eine Art Entschuldigung giebt es: die stark ausgeprägte Besonderheit der Dichter. Dennoch wird man mit den übelwollenden Gegnern namentlich Hebbels noch einmal sehr scharf, schärfer als es Ruh gethan hat, ins Gericht zu gehen haben, und die Nachwelt hat bei beiden sehr viel wieder gut zu machen, soviel eben wieder gut zu machen ist.

Bisher hat sie das noch nicht in hohem Maße gethan, erst unsre Tage machen den Anfang dazu. Als in den siebziger Jahren die Biographie Hebbels von Ruh erschien, die das junge Deutschland und auch andre Dichter und Schriftsteller nicht sehr sanft anfaßte, da gab es einen gewaltigen Sturm, man hätte Friedrich Hebbel gar zu gern aus der deutschen Litteraturgeschichte hinausgeworfen. Aber das ging leider nicht, da er eine Gemeinde begeisterter Anhänger hatte. Urtheile über Friedrich Hebbel, die etwa im Geiste Heinrich Laubes geschrieben sind, findet man noch zuweilen in den Litteraturgeschichten, wirkliche Kenner der gesamten Werke des Dichters sind immer noch nicht allzu häufig; vor allem werden die alten böswilligen Anekdoten über den Dichter stets noch gern kolportirt, ja sogar gelegentlich noch durch neue vermehrt, so neuerdings noch durch Müller-Guttenbrunn in einem Aufsatz über Otto Prechtler und nach diesem, der ja allerdings die rechte Autorität in Bezug auf einen Mann wie Hebbel ist, durch Hanslick in seinen Lebenserinnerungen, der zwar ein Verehrer Hebbels ist, aber das Wesen des Dichters als Ganzes nicht richtig aufzufassen vermochte und daher aus Einzelheiten falsche Schlüsse zog. Ludwig kommt im allgemeinen besser weg; er lebte in der Einsamkeit und war in der That liebenswürdiger als Hebbel, sodaß sich Klatsch und Anekdote nicht an seine Fersen heften konnten. Aber seine Werke wurden von unsern Litteraturhistorikern auch nur selten nach Verdienst gewürdigt, von seiner Entwicklung wußte man nichts, und seine Gesamterscheinung verstand man nicht. Neuerdings wird das, wie gesagt, anders. Man braucht Leuten, die über Hebbel und Ludwig sprechen oder gar schreiben, nicht so oft mehr nachzuweisen, daß sie keinen von beiden gelesen haben, die seit einem Menschenalter feststehenden Phrasen über beide reichen heutzutage wirklich nicht mehr aus, die Jugend studirt die Dichter, zumal Hebbel, der schon in billigen Volksausgaben vorliegt, und selbst unsre philologische Welt hat bereits begriffen, daß bei beiden Dichtern mehr Kärnerarbeit zu thun ist als bei irgendeinem andern nachklassischen Dichter. Zu ihrem vollen Recht verhelfen kann beiden nur die Bühne; sie hat, namentlich mit Hebbel, den Anfang gemacht und wird sicher auch fortfahren, denn unser klassisches Repertoire, selbst Kleist und Grillparzer schon eingeschlossen, bedarf dringend einer Erweiterung und Auffrischung, und da bieten sich nur Hebbel und Ludwig. Die Surrogate Laubes und selbst

Gutzkows versagen von Tag zu Tag mehr ihren Dienst, wie man denn z. B. den „Uriel Acosta,“ Gutzkows bestes Werk, fast nur noch Gästen zu gefallen aufführt.

Es ist ein wunderbares Gefühl, wenn man aus der klassischen Dichterswelt, in der man erzogen worden ist und mit jugendlicher Begeisterung alles Hohe und Schöne gesehen hat, zum erstenmal in die Welt Hebbels und Ludwigs tritt. Da sind die Farben greller, die Töne schriller, es fehlt nicht an wilden Sprüngen unheimlicher Leidenschaft, an düstrier Hoheit und Herbheit, und erst nach und nach tauchen mildere Lichter, sanftere Gefühle, wärmere und weichere Stimmungen auf, wie sie uns selbst bisweilen nach dem lärmenden Getriebe des Tages in unsern stillsten Stunden überkommen. Aber — und das ist sogar trotz aller gegenteiligen Behauptungen der beiden Dichter selbst, vor allem Ludwigs, ein für allemal festzuhalten — die Dichtung Hebbels und Ludwigs bedeutet keinen Bruch mit der klassischen Vergangenheit, sie ist selbständig, aber sie steht auf demselben Boden, auf dem unsre klassische Poesie steht. Im großen und ganzen waren sich beide Dichter dessen auch bewußt. Hebbel wie Ludwig hat den Dramatiker Schiller angegriffen, aber sie haben für die Persönlichkeit des Dichters jederzeit die höchste Verehrung gehabt, Ludwig fand für Lessings „Emilia Galotti,“ die Hebbel einem Uhrwerk verglich, das höchste Lob, und Hebbel wieder knüpfte seine dramatische Theorie an den „Faust“ und die „Wahlverwandtschaften“ Goethes an. Den klassischen Geist, das Ideal edeln Menschentums hat keiner von beiden jemals verleugnet; dennoch haben sie in der Gegenwart gelebt, haben erkannt, daß es nicht möglich sei, deren Gegensätze alle auszugleichen und die Poesie stets harmonisch abzutönen; was den Klassikern im einzelnen gelungen ist, das erstrebten sie aber wenigstens durch den Gesamteindruck ihrer Werke. Realisten sind sie beide, beide stellen sie die Wahrheit ihrer Gebilde über alles, wie denn Ludwig einmal die klassische Dichtung mit ihrer der Wirklichkeit abgewandten Tendenz geradezu für das Elend Deutschlands verantwortlich macht; aber sie bekennen sich nie zu der Ansicht, daß jeder der Wirklichkeit abgelauichte Zug nun auch schon künstlerische Wahrheit sei, und Ludwig erfindet den Ausdruck „poetischer Realismus,“ obwohl er in der getreuen Schilderung des Milieus Zola fast nichts nachgiebt. Näher noch als unsern Klassikern stehen sie Shakespeare, schon deshalb, weil sie beide geborne Dramatiker sind wie dieser, und für Ludwig wird Shakespeares dramatische Kunst, von der uns doch drei Jahrhunderte trennen, verhängnisvoll. Auch zu Kleist haben sie, namentlich Hebbel, ein inniges Verhältnis, dagegen wollten sie von Grabbe beide nicht viel wissen, wohl weil sie den ethischen Zug in seiner Poesie vermißten. Der Begriff „Epigonenpoesie“ paßt auf sie nicht; auch Ludwig ist in seinen vollendeten Werken von Shakespeare doch nicht so stark beeinflusst worden, daß seine Eigenart erdrückt worden wäre; als Erzähler steht er sogar ohne jeden

Vorgänger da. Das Überwiegen der rein formalen Elemente, der dichterischen Fertigkeit, das Hauptkennzeichen der Epigonenpoesie, fehlt bei beiden völlig, sie wollen zwar auf den großen Stil und die allgemeine menschliche Grundlage der Klassiker (und Shakespeares) nicht verzichten, aber sie graben zugleich die Wurzeln der Charaktere und aller menschlichen Verhältnisse tiefer auf, als es die klassische Dichtung für nötig und möglich hielt, und so sehen wir bei ihnen meist ein schweres Ringen mit ihren Stoffen, das sich auch der Form aufprägt. Eine eigne Höhe der deutschen Dichtung bezeichnen sie im Vergleich zu den Klassikern nicht, aber sie bringen Neues, sind Vorläufer, ihre Poesie ist Progenepoesie im Gegensatz zu der Epigonenpoesie und muß so bezeichnet werden selbst auf die Gefahr hin, daß die neue Höhe nicht erreicht werden sollte. Sollte sie aber erreicht werden, so werden Hebbel und Ludwig die Verbindung zwischen beiden Höhen herstellen.

Man hat auf Hebbel und Ludwig und noch einige andre deutsche Dichter, wie Kleist, den von Friedrich Vischer stammenden Ausdruck „partielle Genies“ angewandt. Er ist leicht mißzuverstehen, unvollständige Genies kann es im Grunde nicht geben, die Allseitigkeit oder doch die nötige Geschlossenheit des Wesens ist ja eins der wesentlichen Merkmale des Genies im Gegensatz zum Talent, das das eine hat, das andre aber nicht. Hebbel und Ludwig geniale Naturen, ja auch geradezu Genies zu nennen, trägt man kein Bedenken, aber man wird sie doch nie mit Shakespeare und Goethe, mit Dante und Cervantes, ja auch nicht mit den der Wirkung nach diesen Genies verwandten nationalen Talenten ersten Ranges, wie Molière und Schiller, auf die gleiche Stufe stellen. So muß man eben Genies zweiten Ranges annehmen, eine eigne Gattung, für die man denn auch in allen Litteraturen, in allen Künsten Vertreter findet; sie sind von Talenten sehr leicht zu unterscheiden, aber ihrem tiefsten Wesen nach nicht leicht zu erkennen. Außer partiellen und wegwerfender Halbgenies hat man sie auch wohl pathologische Genies genannt, und einen ausgeprägten Zug des Leidens (aber nicht eigentliche Krankheit) wird man bei ihnen wohl meistens finden, ihn auch zum Teil auf Anlage und durch Zeitumstände und persönliche Schicksale gestörte Entwicklung zurückführen können. Viel weiter aber kommt man dadurch nicht. Die wesentlichen Dichtergaben, die gewaltige Anschauungs-, die große Gestaltungskraft haben sie ohne Zweifel, dazu auch tiefe ästhetische Erkenntnis und unbeirrbaren künstlerischen Ernst; trotzdem erreichen sie das Höchste nicht. Manchmal ist ein Bruch zwischen Kraft und Erkenntnis da; indem Hebbel ausführte, daß sich bei dem normalen Dichter Kraft und Erkenntnis entsprächen, hat er vielleicht eine geheime Wunde berührt. Von ihm stammt auch das verzweifelte Wort: „Große Talente stammen von Gott, kleine vom Teufel,“ und es ist anzunehmen, daß er es in einem Augenblick niedergeschrieben hat, wo er sich bewußt war, daß er das Vortreffliche, das er erkannte, nicht allezeit rein zu gestalten vermochte.

Bei Heinrich von Kleist würde man einen mit dem poetischen unheimlich ringenden metaphysischen Trieb, der auch bei Hebbel stark war, annehmen können. Byron, der wohl auch in diese Reihe gehört, erreicht das Höchste nicht, weil er sozusagen nicht aus sich selbst herauskam. Ludwig endlich hatte wohl eine seiner Erkenntnis entsprechende Kraft, aber nicht den energischen Künstlerwillen, der Hebbel über das, was ihn quälte und störte, doch immer glücklich fortriß und bis zum Ende kommen ließ. „Mangel an Selbstvertrauen“ hat Ludwig seine Schwäche selber genannt, es war wohl nicht ganz das, aber etwas ähnliches. Ihnen allen fehlt zum Dichter nichts wesentliches, aber die einzelnen Gaben scheinen zu einander nicht in dem richtigen Verhältnis zu stehen und sich gegenseitig zu hemmen, statt zu fördern. So werden die Dichter, zumal wenn nun auch die Zeitverhältnisse noch ungünstig einwirken, manchmal einseitig oder sind wohl auch forciert, düstre Schatten fallen in ihr Werk hinein, und unheimliche Kräfte treiben dort ihr Wesen. Wahr aber bleiben sie trotzdem, bedeutend wirken sie immer, denn sie sind eben Genies. Trotz ihrer Schwächen ragen ihre Werke gewaltig über die der mitstrebenden Talente hervor, und es ist ein bitteres Unrecht, sich immer und ewig wieder an jene Schwächen anzuklammern. Hin und wieder gelingt ihnen jedoch auch ein in jeder Beziehung vollendetes Werk, und dann findet man auch bei ihnen jene erschütternde Größe, jene rührende Schönheit, die ihre größern und glücklicheren Brüder immer und scheinbar spielend erreichen.

In den Litteraturgeschichten stehen und in weiten Kreisen gelten Hebbel und Ludwig heute noch als gewissermaßen revolutionäre Dichter. „Obwohl politisch konservativ,“ las ich einst irgendwo in einer Besprechung von Hebbels Werken. S. Collin hat in seinem schon erwähnten Grenzbotenartikel den konservativen Charakter der Hebbelschen Dichtung überzeugend nachgewiesen, und für Ludwig wäre es leicht, dasselbe zu thun. Übersehen darf man aber nicht, daß ein entschlossener Konservatismus, also eine Weltanschauung, die auf Erhaltung weniger der einzelnen gesellschaftlichen Einrichtungen, als der ihnen zu Grunde liegenden naturgemäßen und daher sittlichen Prinzipien, der Volkskraft und zugleich der erreichten Kulturhöhe ausgeht, in gewisser Hinsicht „radikal“ sein kann, ja muß, und so war es denn auch kein Wunder, daß man in Zeiten politischer Aufregung in Hebbels „Maria Magdalene“ sowohl wie in Otto Ludwigs „Erbförster“ gegen die bestehende „sittliche Weltordnung“ gerichtete Stücke erkennen wollte. Hebbels „Agnes Bernauer“ mit ihrer starken Betonung des Rechts des Staates schien dann der Gegensatz zur „Maria Magdalene“ zu sein und wurde dem Dichter von dem Liberalismus mannichfach verübelt; auch „Gyges und sein Ring,“ das Stück, das gewissermaßen das von Bismarck viel später in ernster Stunde zitierte Wort: *Quieta non movere!* erläutert, konnte den Anhängern des unendlichen Fortschritts wenig gefallen, obwohl es doch andererseits dem Genie das Recht, die Welt

umzukehren, nicht bestritten und in Tagen eines fürstlichen Dilettantismus jederzeit ein zeitgemäßes Werk sein wird. Gelegentlich sind Hebbel und Ludwig auch geradezu als politische Dichter aufgetreten, Ludwig 1848, Hebbel im Anfang der sechziger Jahre; beide waren natürlich national gesinnt und ersehnten heiß die Einigung Deutschlands, auch findet sich trotz alles Konservatismus von reaktionären Neigungen bei ihnen nicht die Spur. Aber über alle Parteischablone haben sie sich stets weit erhoben, irgend eine politische Tendenz ist in ihren Werken nicht zu entdecken, und darum sind diese auch heute, wo die gesamte Litteratur des jungen Deutschlands veraltet ist, noch frisch und kräftig und werden es sicher noch lange Jahre sein.

Merkwürdig ist es, daß nicht Hebbel, der Dithmarscher, der dem Volke entstammte, sondern Ludwig, der Thüringer, der Patriziersohn, von beiden dem Volke am nächsten stand. Wohl kannte Hebbel das Volk, wie ja die „Maria Magdalene“ überzeugend beweist, er wußte ihm selbst humoristisch beizukommen — die Volksjeneren im „Diamanten“ z. B. sind zwar barock, aber keineswegs übel. Dagegen fühlte Ludwig mehr mit dem Volke; ganz mit der Natur seiner Heimat verwachsen, hing er dadurch auch mit dem zu ihr gehörigen Volke zusammen. Hebbel ist das, was Nietzsche später eine Herrennatur genannt hat, in dem Maurersohn von Wesselsburen steckte die aristokratische Natur der alten Dithmarscher, nur daß die an Demütigungen reiche Jugend des Dichters in ihr manches Gewaltfame und selbst Groteske zu Entfaltung gebracht hat. Es ist die Herrennatur, die nicht mehr völlig ungebrochen ist und daher oft seltsame Anstrengungen macht, sich durchzusetzen, woraus manchmal beinahe komische Wirkungen hervorgehen. Aber für den, der Hebbels innere Entwicklung kennt, haben gerade die leise komischen Züge, die Hebbels Gegner gern benutzten, ihn lächerlich zu machen, doch etwas Rührendes, und die strenge Selbstzucht des Dichters flößt doch zuletzt Respekt ein. Ludwig bot menschlich viel weniger Blößen, er lebte in selbstgewählter Beschränktheit und hatte jeden Ehrgeiz, außer dem echt künstlerischen, früh begraben. Man könnte auch vielleicht sagen, Hebbel sei der Sohn des Volks gewesen, der zu den Höhen der Gesellschaft emporgestrebt habe, Ludwig der Patriziersohn, der freiwillig auf seine Stellung verzichtete, um wie das Volk zu leben, wenn nicht eben die Eisfelder Verhältnisse doch zu klein wären, als daß man ein ausgeprägtes Patriziertum annehmen könnte. Aber so viel ist richtig, Hebbel ist bei aller Bedürfnislosigkeit die ewig emporringende, Ludwig die ewig resignierende Natur, jener „verzehrt Menschen“ und kann deshalb die Großstadt nicht entbehren, dieser lebt immer inniger mit der Natur, im engsten Kreise. Und damit hängt auch wieder das Heftige und Leidenschaftliche Hebbels, das Schlichte und Einfache Ludwigs zusammen, dann weiter das im guten Sinn „Moderne“ Hebbels, das Unmittelbar-Menschliche Ludwigs. Aber sie besaßen doch wieder beide dasselbe reizbare Nervengeflecht und dabei die tiefe Menschen- und Weltkenntnis

des Genies, und so treffen sie in ihren Grundanschauungen, in ihrer Stellung zur Zeit immer wieder zusammen, das Gepräge ihrer Werke ist trotz aller Verschiedenheit nahe verwandt. Man wird kaum noch zwei Dichter in der deutschen Litteratur finden, die so dicht nebeneinanderstünden, und wenn sich Hebbel doch in der Gesamtheit seiner Werke bedeutender zeigt, so liegt das eben nur daran, daß Ludwigs Lebenswerk ein Torso bleiben mußte.

Nun ruhen sie beide mehr als dreißig Jahre im Grabe, der leidenschaftliche Dithmarscher, der sich immer wieder trotzig der Welt entgegenstellte wie seine Vorfahren einst den Feindescharen und Meereswogen, und der stille Thüringer, der immer abseits ging und doch auf den Pfaden der echten und großen Dichtung wandelte. Aber die Zeit ist jetzt nahe, wo sie für ihr ganzes Volk wieder auferstehen, die beiden echt deutschen Männer, die nicht wie so manche des neuern Geschlechts Deutsche sein wollten, sondern Deutsche waren, die der Kunst ein ganzes an Entbehrungen und Enttäuschungen reiches Leben widmeten und doch nicht mehr begehrten als eine einfache Nische im Pantheon der deutschen Litteratur. Lange genug hat man sie als poetische Sonderlinge ausgeföhren, die in überstolzem Selbstbewußtsein weitab von der großen Heerstraße der deutschen Dichter einherschritten und nur für wenige gelebt und gedichtet hätten. Jetzt erkennt man, daß sie es waren, die das Banner Goethes und Schillers mit sich führten, und die Straße, die sie gebahnt haben, ist heute fast die einzig beschreibbare geworden. Möge man ihnen nachfolgen! Noch ist es nicht zu spät, wenn auch ein ganzes Menschenalter unter mehr oder minder fruchtlosen Versuchen, eiteln Selbsttäuschungen und leider auch gaunerischem Betrug des deutschen Volks vergangen ist. Das Beste freilich kann auch das größte Vorbild, der aufs klarste vorgezeichnete Weg nicht geben. „Den echten Dichter macht die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung,“ sagt Otto Ludwig. Aber schon der junge Hebbel schrieb in sein Tagebuch: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet taufte den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar fengt, der war nicht berufen.“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rebels und Liebknechts Dummheit. Nachdem sich unsere Sozialistenführer — aus Verzweiflung, wie im 33. Hefte gezeigt worden ist — mit ihrem Agrarprogramm blamirt haben, scheint sie dessen Mißerfolg um den letzten Rest ihres Verstandes gebracht zu haben. Über die Noheit, das Andenken des ehr-